

Insel Verlag

Leseprobe



Ortheil, Hanns-Josef
Venedig

Eine Verführung

Mit zahlreichen Farbfotografien von Lotta Ortheil

© Insel Verlag
insel taschenbuch 4482
978-3-458-36182-4

»Venedig will ja, daß man in ihm verschwindet, nicht mehr auftaucht, alles andere vergißt und jedes Zeitempfinden verliert.« Seit über vierzig Jahren lässt sich Hanns-Josef Ortheil immer wieder aufs Neue von Venedig verführen. Er erzählt von der *ómbra*, einem Hauch kühlen Weins, genossen zu den Venusmuscheln am Mittag, und von schwerer, dunkler *cioccolata*, die den Nachmittag versüßt, von abendlichen Fahrradfahrten zwischen Meer und Kanal bis zu den »Enden der Welt« und von der Schönheit der venezianischen Nacht.

Über zehn Jahre nach der Erstauflage dieses Bandes hat sich der Autor erneut auf den Weg in die Lagunenstadt gemacht und schenkt uns mit dieser Neuauflage eine aktuelle Sicht auf das heutige Venedig: mit vielen neuen Tipps, Cafés, Restaurants und Spaziergängen.

»Hanns-Josef Ortheil beschreibt seine Erfahrungen so sinnlich und greifbar, dass man eigentlich sofort aufbrechen möchte.«
Spiegel Online

insel taschenbuch 4482

Hanns-Josef Ortheil

Venedig





Hanns-Josef Ortheil

VENEDIG

Eine Verführung
Mit Fotografien von
Lotta Ortheil
Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2004
bei Sanssouci im Carl Hanser Verlag, München;
die Lizenzausgabe als insel taschenbuch erstmals 2012.
Die vorliegende Ausgabe wurde vom Autor
grundlegend überarbeitet und aktualisiert.

Das Zitat auf Seite 9 stammt aus: Jean-Paul Sartre,
Königin Albemarle oder Der letzte Tourist. Fragmente.
Herausgegeben von Arlette El Kaïm-Sartre.
Deutsche Übersetzung von Uli Aumüller.
Copyright © 1994 Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg.

Erste Auflage 2016
insel taschenbuch 4482
Insel Verlag Berlin 2016

© Sanssouci im Carl Hanser Verlag, München 2004
Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung

Kurzzitate aus: Ernest Hemingway, Über den Fluß und in die Wälder
© 1950 Ernest Hemingway; 1951, 1977 Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch
Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

Umschlagfoto: Christopher Baker
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany

ISBN 978-3-458-36182-4

Inhalt

Die Ankunft	11
Die Wege des frühen Morgens	22
Die Kostproben des späten Vormittags.	35
Im »Do Mori« kurz vor Mittag	43
Die Altäre des Meeres	51
Die geheimen Terrains von Venedig	58
In <i>Dorsoduro</i> zu Haus (I)	72
In <i>Dorsoduro</i> zu Haus (II)	81
Venezianischer Mittag	87
Im mollusken Körper der Stadt	94
Die Süßspeisen des frühen Nachmittags	99
Nachmittagsbesuche (I)	105
Das imaginäre Museum	113
Nachmittagsbesuche (II)	119
Träumereien in Harry's Bar	126
Der Abend und die weiteren »Enden der Welt«	137
Die Schönheit der Nacht	146
Das Bücher-Menü	151
Der Autor.	156
Rezepteregister	157
Bildlegenden	160

Abgeblättertes Rosa, Weiß mit schwarzen Tränen, das sind die Farben, die zuerst auffallen. Danach Grün und Schwarz. Das Grün des Wassers. Wenn das Wasser ruhig ist, ist es von nahem das fette Grün von Schweröl mit irisierenden Stellen und geheimen Finsternissen. In Ruhe wirkt es teigig und schnalzend. Da ist das Grün der Haarflechten, die die Mauern herabhängen und manchmal ins Wasser eintauchen. Da ist auch das Grün der Fensterläden, manchmal rein, wenn sie frisch gestrichen sind, manchmal gräulich und kastanienbraun getönt, wenn sie in der Hitze, aber ohne Sonne alt geworden und ausgetrocknet sind. Und dann ist da das Schwarz der Gassen, die hinten im Dunkeln enden, und vor allem das glänzende Schwarz der Gondeln und Lastkähne, ein Insektenschwarz. Nicht so sehr, daß es glänzt, aber die Wasserspiegelungen verleihen ihm eine Art Schimmer, einen fließenden Lack.

Jean-Paul Sartre, *Königin Albemarle oder Der letzte Tourist*.
Reinbek bei Hamburg 1994

Die Ankunft

Du befindest Dich jetzt in einer Höhe von beinahe 8000 Metern über den Alpen, die Temperatur draußen beträgt minus 30 Grad. Du blickst herunter auf die scharfkantigen Gipfel und die glatten Flächen der Felsschultern, auf die dünnen Linien der Hangrinnen und das Slalom-Geschlängel der Saumpfade in den Tälern, Du erkennst die zugefrorenen, an den Rändern kristallin eingezuckerten Seen, die Kette der Bergmassive erscheint wie von schweren weißen Christolaken verschnürt, darüber der zerfaserte Wolkenflor und das festliche Himmelsblau, das sich am Horizont immer weiter verdünnt ..., dann verliert das Flugzeug an Höhe und taucht hinein in den sonnigen Dunst, die fahlen Brauntöne der Ebene sind plötzlich da, erst noch stark zersiedelt, verwandelt sie sich wenig später in reine Geometrie, in die Rechtecke der Felder und Äcker mit geraden Straßen und den ersten schmalen Kanälen, bis die roten Dächer der einsamen Landsitze und Gutshäuser erscheinen, und schließlich die Mäander-Zone am Meer, das sich ins Land hineinfrisst, graubrauner Morast, eine dickgrünliche Suppe, schlierige Wasserrinnen und Wasserflechten ..., dann die schimmernde Silhouette der geliebten Stadt, der Campanile Torcellos und der schiefe Streichholzturm von Burano in der Lagunenweite, über die das Flugzeug kurz gleitet, um, während Du Dein Herz hüpfen spürst, aufzusetzen in diesem Jenseits ...

Egal, ob man mit dem Flugzeug, dem Zug oder dem Auto ankommt – die Ankunft in Venedig ist jedes Mal ein mehrfacher Schock. Zum einen erlebt man die allmähliche Trennung vom Land und damit von sicherer, stabiler Erde, die Nabelschnur zum Festland wird langsam und physisch

spürbar durchschnitten, man fühlt sich ausgesetzt, das Empfinden, an einem Endpunkt und gleichzeitig auf einer Insel angelangt zu sein, führt zu einem Zustand diffuser Erregung und großer Erwartung, in den sich – wie häufig bei der Ankunft auf einer Insel – ein leichter Freiheitsrausch mischt.

Zum anderen aber findet man keine Zeit, Sinne und Gedanken zu ordnen und auf die neue Umgebung einzustimmen, denn die ästhetische Überwältigung ist, weil man diese Umgebung mit nichts Bekanntem oder Gewohntem vergleichen oder in Beziehung setzen kann, zu groß.

Schon mit dem ersten Vordringen ins Innere der Stadt beginnt nämlich die Wirkung eines verschwenderischen und betörenden Zaubers. Die Bauten scheinen dem Wasser entwachsen und gerade noch auf ihm zu schweben, während die sonst bewegte, unruhige, oft auch Gefahr bringende Flut stillgelegt und gebändigt erscheint und dadurch nichts anderes mehr ist als ein glatter Spiegel, ein Verdoppeln, Steigern und Umschmeicheln der großen Kulissen aus weißem Stein.

Dieses Mit- und Ineinander von Stein und Wasser, von Hartem und Weichem, schafft ein nie gesehenes, vor allem aber nie für möglich gehaltenes Ensemble. Seine außerordentliche Schönheit entsteht durch eine Täuschung oder Verwechslung: Der Stein erscheint nachgiebig und weich, geformt durch eine rätselhafte Ästhetik, die an die Unterwasser-Ästhetik sonst verborgener Naturbauten in den Fluss- oder Meerestiefen erinnert, das Wasser aber glatt, solide und dauerhaft, wie das Terrain einer märchenhaft neuen, geschenkten Erde. Es ist, als hätten geheime und sonst nie zueinanderfindende Phantasien des Menschen und der Natur hier zum einzigen Mal auf glückliche Weise etwas Drittes entstehen lassen: eine Stadt zwischen Himmel und Erde,



zwischen Meer und Land, geschaffen durch eine Kunst der Übergänge und Grenzverschiebungen.

Oft macht der Schock, den die Ankunft mit sich bringt, den Ankommenden stumm. Währenddessen aber zieht ihn die Stadt immer unmerklicher an sich, denn er muss alles mitgebrachte Hab und Gut in einer Gondel, auf einem Vaporetto oder einem Wassertaxi verstauen, manchmal ist seine halbe Entmündigung sogar deutlich sichtbar, dann nämlich wird ihm sein Gepäck ganz aus der Hand genommen und von fremden Händen für die Dauer der Überfahrt zum Hotel irgendwo untergebracht.

Mit all diesen Handgriffen setzt sich die Verzauberung fort. Der Ankommende verlässt jetzt endgültig das Festland und begibt sich in die Magie einer Fremde, die weiter und größer zu sein scheint als alles europäisch Vertraute, ja entfernt sogar an Orientalisches erinnert. Mit offenem Mund, fassungslos gleitet er jetzt immer tiefer hinein in diesen geheimnisvoll fremden Leib, unmerklich wird er verschluckt, langsam umspeichelt die Stadt ihn mit ihren Säften und umhüllt ihn mit ihren Gerüchen und Atmosphären, am Ende wird er ganz in ihr verschwinden.

Ein Geheimnis Venedigs hat genau mit dieser allmählichen Verwandlung zu tun. Ausgesetzt in einem verwirrenden Kosmos von größter, anfangs aber nie ganz zu durchdringender und daher rätselhaft und anziehend bleibender Schönheit, fixiert der Fremde das Rätsel, er umkreist und bestaunt es ununterbrochen und trennt sich dadurch Schritt für Schritt und oft, ohne es selbst gewahr zu werden, von seiner Herkunft. Die Heimat, die aktuellen Tagesgeschäfte, das ganze Einerlei von Normalität und Pflicht treten zurück, und an ihre Stelle tritt der Liebesdienst an einer Stadt, die nicht lauthals und offen Unterwerfung verlangt, sondern den

Fremden auf magische, verführerische Weise ganz an sich bindet. Nach einigen Tagen oder Wochen verliert er das Zeitgefühl, die Welt außerhalb, »draußen«, ist nicht mehr von Belang, von zentraler Bedeutung sind jetzt die Rätsel des venezianischen Kosmos, bis hin zu den winzigsten Details der Gliederung und des Aufbaus einer Hauswand irgendwo auf einem der zahlreichen *Campi*.

Doch so weit ist es noch nicht. Am Anfang gibt es nur Erschrecken und Schweigen ..., bald aber auch die pure Freude, die Empfindung des reinen, nicht mehr für möglich gehaltenen, durch nichts verdunkelten Glücks. In keinem Text über Venedig erscheint diese Freude der Ankunft so schlicht und gerade deshalb so glaubhaft und strahlend wie in Ernest Hemingways Venedig-Roman *Über den Fluß und in die Wälder* aus dem Jahr 1950.

Der amerikanische Oberst Richard Cantwell nähert sich der Stadt von Triest aus in einem Wagen. Von einem Aussichtspunkt noch auf dem Festland geht der Blick weit über die Lagune bis hin zur fernen Silhouette Venedigs. Beim Weiterfahren kommt Cantwell von diesem Anblick nicht los: »Wir kommen jetzt in meine Stadt, dachte er. Gott, was für eine schöne Stadt!«

Schon als Achtzehnjähriger ist Cantwell zum ersten Mal in Venedig gewesen. Jetzt, als Fünfzigjähriger, packt ihn eine Empfindung, die viele Venedig-Reisende ereilt, die zum wiederholten Male in dieser Stadt ankommen. Es ist die Empfindung, einen Teil von sich selbst in Venedig wiederzufinden, einen Teil, an den man gar nicht mehr dachte, der aber bei der Rückkehr plötzlich lebendig wird und wieder ersteht, als hätte die Stadt ihn aufbewahrt und zurückbehalten wie ein verborgenes Gut, das für den verlorenen Sohn immer bereitliegt. Wie konnte ich Venedig je verlassen, wie

konnte es überhaupt so weit kommen? – denkt dieser Reisende, um sich schließlich – mit den Worten Cantwells – zu gestehen: »Ich sollte hier leben.«

Mehr als in anderen Städten ist die Rückkehr daher für viele eine Heimkehr, als wäre die Zeit zwischen dem letzten Aufenthalt und der Gegenwart eine im Grunde verlorene gewesen. Der Zauber Venedigs wirkt in solchen Fällen wie eine Wiedergeburt, als würden alle anderen Orte der Welt daneben verblassen und als beschenke einen die Stadt mit der besonderen Fähigkeit, das eigene Leben plötzlich aus der Distanz zu sehen oder – zumindest teilweise – bewusster zu überblicken. So beschenkt diese Stadt, die so stolz ist auf ihre Einzigartigkeit, den Reisenden mit der Gewissheit, dass er Einzigartiges auch mit sich selbst erfährt und erlebt, dass er sich selbst in Venedig auf intensivere Weise also sonst begegnet.

Das ist der Grund, warum viele immer wieder nach Venedig fahren, Venedig macht süchtig und vermittelt wie sonst keine Stadt das Gefühl, ein ideales Terrain der Selbstsuche zu sein. Daher ist der Großteil der Venedig-Literatur eine Literatur der Einzelgänger oder der Paare, sie streunen umher, sie sind auf der Suche, vor dem gewaltigen Panorama-Spiegel der Stadt erleben sie den Kontakt mit ihren sonst gehemmten oder verdeckten Gefühlen.

Ein Venedig-Reisender, an dem man die anhaltende Faszination durch diese Stadt besonders gut studieren kann, war der amerikanische Schriftsteller Henry James (1843-1916). Im Alter von sechsundzwanzig Jahren besuchte er sie zum ersten Mal und fühlte sich ausgeschlossen. Die Fülle des Gesehenen und Erlebten ließ sich nicht einordnen oder beruhigen und wirkte dann wie eine offene Wunde nach. So kam er immer wieder nach Venedig, nahm sich

Zeit, ließ sich in den unterschiedlichsten Terrains nieder, durchlief die Stadt auch in ihren entlegenen Zonen, umkreiste sie und näherte sich ihren so deutlich spürbaren Geheimnissen. Schließlich war er nahe daran, sich ein dauerhaftes Quartier zu suchen. Er wollte regelmäßig in Venedig einige Monate verbringen und schrieb über seine Eindrücke und Erlebnisse mehrere Venedig-Porträts, die zu den schönsten Texten der großen Venedig-Literatur überhaupt gehören. Dass er es dann doch nicht schaffte, sich länger in Venedig niederzulassen, war eine seiner schmerzhaftesten Erfahrungen. Noch während seines letzten (und insgesamt zehnten) Aufenthalts schrieb er an einen Freund, dass er weiter davon träume, einen kleinen Hochsitz mit Blick auf den Canal Grande zu haben. In Venedig kam er zur Ruhe, trennte sich von den Moden der Zeit und lebte so »für sich«, wie das in keiner anderen Stadt möglich war.

Ich selbst kam 1971 als Zwanzigjähriger zum ersten Mal nach Venedig. Verwirrt und überwältigt lief ich stundenlang ohne eigentliche Orientierung durch die schmalen Gassen, in der Hoffnung, irgendwo ein billiges Quartier zu finden. In der Nähe der *Basilica dei Santi Giovanni e Paolo* strömten die Menschen zusammen, sie blieben zu Hunderten auf den kleinen Brücken stehen und drängten sich an den Ufern eines Kanals. Als es mir endlich auch gelang, einen Platz auf einer der Brücken zu finden, näherte sich eine blumengeschmückte Trauergondel mit einem schwarzen Sarg, der von roten Rosen beinahe verdeckt wurde.

Der 15. April 1971 war ein sehr sonniger und warmer Frühlingstag, es war der Tag, an dem Igor Strawinsky in Venedig beerdigt wurde, in der Basilika der beiden Heiligen Johannes und Paulus wurde die Totenmesse für ihn gelesen. In New York war er gestorben, sein Leichnam aber war nach

Venedig gebracht worden, denn er hatte sich gewünscht, auf der Toteninsel *San Michele* begraben zu werden.

Auch Igor Strawinsky war einer von denen gewesen, die der Stadt verfallen waren, schon in frühen Jahren war er nach Venedig gereist, viele seiner Kompositionen waren im *Teatro La Fenice* uraufgeführt und immer wieder gespielt worden, noch als alter und berühmter Mann war er jedoch am liebsten allein durch die Gassen der Stadt gestreunt, hatte die Katzen angelockt und sich russisch mit ihnen unterhalten, als befände er sich nicht in Italien, sondern im Land seiner Kindheit. In Venedig, hatte er gestanden, finde er etwas wie Heimat, hier sei er glücklich, denn er glaube, »die universale Essenz dieser Stadt, diese berührbare Utopie, begriffen und assimiliert zu haben«.

Das Totenamt begann gegen zwölf Uhr, die Kirche war längst überfüllt, aber es gelang mir, durch einen Seiteneingang hineinzukommen und, indem ich mich unter einer Absperrung hindurchduckte, in einer der Kirchenbänke sogar noch einen Platz zu finden. Vorn, in der ersten Reihe, hatten Strawinskys Frau, sein Sohn, seine Töchter und seine besten Freunde Platz genommen. Ich erkannte Peggy Guggenheim und Leonard Bernstein, aber erst als die Messe im griechisch-orthodoxen Ritus begonnen und der Bürgermeister von Venedig die Trauergäste begrüßt hatte, warf ich einen Blick zur Seite, wo ich direkt neben mir, zu meiner Rechten, den Dichter Ezra Pound bemerkte, der in seinen letzten Jahren in Venedig lebte. In sich zusammengesunken saß er da und klammerte sich mit beiden Händen an einen Gehstock mit silbernem Knauf, den er zwischen seine Beine gestemmt hatte.

Über zwei Stunden saß ich in Strawinskys Totenamt neben Ezra Pound, dann wurde der Sarg wieder nach drau-

ßen getragen und erneut in der Gondel aufgebahrt. Vier Gondolieri in weißen Hemden mit schwarzer Binde ruderten die Trauerbarke, die auf dem rechten Ufer des *Rio Mendicanti* vom Zug der Trauergäste bis zu den *Fondamenta Nuove* begleitet wurde, von wo aus sie dann allein zur Toteninsel *San Michele* ablegte.

Der tiefschwarze, im Sonnenlicht glänzende Gondellack, das kräftige Rot der vielen Rosen, die vier ruhig rudern den Männer in ihren weißen Hemden – dieses Bild einer einsamen Gondel auf letzter Fahrt hinüber zu den dunklen Zypressen der Toteninsel war das erste Venedig-Bild, das sich mir einprägte. In seiner düsteren Vornehmheit ähnelte es Bildern von Arnold Böcklin und erinnerte an einen längst untergegangenen Mythos, der im 19. Jahrhundert das verfallende Venedig mit Tod und Verwesung in Verbindung gebracht hatte.

Auch 1971 hatte dieses Bild noch etwas Betörendes, war aber, wie ich dann schnell bemerkte, nur noch ein spätes Zitat. Der genaue, inspirierte Blick nahm schon damals ganz anderes wahr als die alten, unendlich oft wiederholten Geschichten, die um die Selbstaufgabe des Fremden und um den todesnahen Wunsch kreisten, mit dieser Stadt eins zu werden und sich ihrer verführerischen Schönheit ganz preiszugeben.

Inzwischen bin ich unzählige Male in Venedig gewesen, Grund also genug, nicht von längst Geschichte gewordenen Klischees, sondern von jener fast fiebrigen, glücklich machenden Schaulust zu erzählen, die einen in Venedig so mitreißt und beinahe atemlos macht.

Wir sind nun angekommen. Wie werden wir begrüßt? Und wie begrüßen wir Venedig? In den letzten Jahrzehnten haben die Venezianer viele Rituale des gemeinsamen Essens

und Trinkens entwickelt. In keiner anderen italienischen Stadt sind zum Beispiel die Trinkzeremonien derart verschieden und werden nach Anlass oder Tageszeit inszeniert. In den einfachen Bars (womit nicht Venedigs Weinstuben, die *Bàcari*, gemeint sind) gibt es viele Mixgetränke, von denen der *Sprizz* das bekannteste und beliebteste ist. Man trinkt ihn als Aperitif vor dem Essen, aber auch einfach so, am späten Vormittag oder am Nachmittag, als Pausenfüller.

Viele nehmen Platz, wenn sie einen *Sprizz* trinken, er ist das Getränk für ein sich hinziehendes Gespräch, das oft Stunden dauern kann. Man nippt daran, stellt ihn ab, nimmt ihn wieder in die Hand, er ist der venezianische Drink oder Cocktail, an dem sich das Vergehen von Zeit leicht erkennen lässt. Die jüngeren Trinker rühren ihn immer wieder mit einem Strohhalm um, die älteren legen Wert darauf, dass sich in ihm eine grüne, feste Olive (was aber hat sie in diesem Getränk zu suchen?) befindet. Die wirklichen Genießer verzichten dagegen auf Strohhalm und Olive und trinken das Glas leer, bevor die Eiswürfel sich aufzulösen beginnen.

Es gibt viele Sorten von *Sprizz*, meist besteht er aus einem Anteil Weißwein (oder Prosecco), einem ebenso großen Anteil Mineralwasser und einer kräftigen Geschmacksergänzung (*Aperol* oder *Campari* oder *Select*), die dann auch seine Farbe bestimmt. Am häufigsten ist der *Aperol-Sprizz*. Er schillert hellorange in einem bauchigen, recht großen Glas, und einige Eiswürfel klirren aneinander, wenn man das Glas in die Hand nimmt. Das Getränk erinnert mit seiner besonderen Farblichkeit und all seinem Glimmen an den Schimmer und das Leuchten des Glases, das von den Glasbläsern auf der Laguneninsel Murano hergestellt wird. Die Venezianer haben einen besonderen Sinn für alles Schwebende, Variable, Changierende. Dieses Faible ist dadurch